

*Andreas Lange*

## **Nikotin und Alkohol im Alltag von Jugendlichen**

### **Zur Doppelmoral im Umgang mit Rauchen und Trinken**

Im vorliegenden Artikel bemühe ich mich darum, den Umgang mit Alkohol und Tabak im Jugendalter als soziokulturelles Phänomen zu verstehen. Hiermit ist gesagt, dass es aus sozialwissenschaftlicher Perspektive nicht in erster Linie darum geht, Verhaltensweisen zu moralisieren und betroffene Jugendliche als „Abhängige“ zu brandmarken. Das Ziel muss es vielmehr sein, die strukturellen und individuellen Hintergründe für ein bestimmtes Verhaltenssyndrom aufzuklären. Erst darauf aufbauend ist dann entlang begründeter Kriterien zu klären, ob und wie sich daraus Maximen für Prävention und Intervention ableiten lassen, die immer auch einzubetten sind in Linien der Jugend- und Familienpolitik.

Auf einer übergreifenden soziokulturellen Ebene ist der Genuss von Alltagsdrogen in Deutschland integraler Bestandteil der sozialen Praktiken von großen Teilen der Bevölkerung. Unsere Rauch- und Trinkkultur ist das Ergebnis eines längeren sozialgeschichtlichen Prozesses der Aushandlung bestimmter Formen des Konsums als legitim oder illegitim.

Als ein oftmals übersehenes zentrales kulturelles „Forum“ der Bewertung von Konsum als angemessen oder unangemessen, schädlich oder unschädlich fungieren dabei die Medien. Hier wiederum nimmt das Leitmedium Fernsehen immer noch einen herausgehobenen Platz ein (Lange/Lüscher 1998). Beispielhaft für die Alltagsdroge Alkohol konnte in einer umfangreichen Inhaltsanalyse von über 1.000 Sendungen gezeigt werden, dass er dort allgegenwärtig ist, in einem bunten Cocktail von Anlässen dargestellt wird und nur in ganz seltenen Fällen seine negativen Folgen skizziert werden (Lampert/Hasebrink 2002). Auf der einen Seite mag man dies als problematisch einstufen, als mehr oder weniger versteckten Aufruf zum Konsumieren interpretieren und zu differenzierteren Darstellungen, gerade auch im Jugendprogramm, aufrufen. Auf der anderen Seite spiegelt das Fernsehen aber auch eine „permissive“ Kultur, in welcher der Gebrauch von Alkohol wenig reguliert und zum Bestandteil des Alltags in Familien, Vereinen und anderen Gesellungsformen geworden ist.

Um den Umgang Jugendlicher mit den Alltagsdrogen Alkohol und Nikotin darzustellen, gibt es aus soziologischer Sicht vor dieser Folie mehrere Zugangsweisen. Auf einer gesellschaftlichen Ebene können wir versuchen, die Rahmenbedingungen von Jugend und Jungsein im Hinblick auf Drogenkonsum zu benennen.

Ein zweiter soziologischer Zugang betrachtet Jugendliche in ihrem Alltag und ihren Biografien und versucht, Jugendliche als „Akteure“, als Handelnde zu verstehen und im Rahmen ihrer alltäglichen Lebensführung, in Schule, Familie, Clique und Szene Auslösebedingungen des vernünftigen sowie spiegelbildlich des unvernünftigen Umgangs mit Drogen zu identifizieren. Insgesamt gesehen liefert die Kombination beider Zugangsweisen ein Modell, das mehrere Ebenen einschließt und offen für die Einsichten anderer wissenschaftlicher Disziplinen ist. Dieses Modell mündet in Forderungen für eine Jugendpolitik, die dazu beiträgt, die immer noch zu hohen Quoten des Drogenkonsums zu senken.

Vor der Klärung dieser Sachverhalte in den nächsten Abschnitten muss deutlich betont werden: Gefährdungen durch Tabak und Alkohol sind keine jugendspezifischen, sondern gesamtgesellschaftliche Herausforderungen. Unstrittig ist, dass übermäßiger Alkohol- und Tabakkonsum Gesundheitsbeeinträchtigungen nach sich zieht, die dann wiederum den Handlungsspielraum der jungen Menschen massiv einschränken. Hierzulande herrscht aber bezüglich der Einschätzung und Bewertung unterschiedlicher Drogen eine gewisse Doppelmoral. Sie findet sich in

öffentlichen Diskursen, sei es in den populären Medien, sei es in Verlautbarungen von Politikern und Verbänden. Es wird immer wieder mit zweierlei Maß gemessen: Einerseits gehört das Trinken und Rauchen integral zu vielen Veranstaltungen und Feierlichkeiten dazu, und gerade bei solchen im Umkreis der Familie oder des Vereins haben Kinder und Jugendliche oftmals den ersten Kontakt mit den Alltagsdrogen. Der kompetente Umgang mit dem gesellschaftlich bereitgestellten Drogenrepertoire gehört geradezu zum jugendspezifischen „Lernprogramm“ und wird aus sozialisationstheoretischer Sicht auch als eigenständige Entwicklungsaufgabe im Jugendalter aufgefasst. Drogenkonsum ist eine gesellschaftlich und kulturell verankerte Verhaltensweise, die vor allem als Kompensation von Konflikt- und Belastungssituationen sehr weitgehend akzeptiert zu sein scheint. Auf der anderen Seite wird aber der „autonome“ Genuss der Jugendlichen gebrandmarkt. Was aber ist der Unterschied zwischen zwei Flaschen Bier im Vereinsheim und zwei Flaschen Bier im Jugendzentrum? Dazu kommt, dass eine willkürliche Trennlinie zwischen „erlaubten“ und „unerlaubten“ Drogen gezogen wird.

## **Statistische Blitzlichter auf Ausmaß und Umfang des Konsums von Alltagsdrogen**

Vorab werden ganz kurz die wesentlichsten Daten zur Verbreitung des alltäglichen Drogenkonsums angerissen (s. insbesondere Hackauf 2002; Seifert 2002). Was bei einer Betrachtung langfristiger Entwicklungsreihen sofort ins Auge sticht, ist, dass die heutige Jugend weit besser ist als ihr medialer Ruf. So kommt Kolip (2000) bei ihrer Analyse der Entwicklung von 1980 bis 2000 zu dem Schluss, dass sowohl der Alkohol- wie der Tabakkonsum in diesen vergangenen zwei Jahrzehnten zurückgegangen ist. Der Einstieg erfolgte zudem später und Jugendliche zeigten insgesamt moderatere Konsummuster. Eine leichte Umkehr dieses positiven Trends in den letzten drei bis vier Jahren darf aber nicht unerwähnt bleiben.

### **Rauchen**

Die wichtigste Quellen stellen dabei die Repräsentativerhebungen der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA) dar. Demnach rauchen in Deutschland 38% der 12- bis 25-jährigen männlichen und 37% der weiblichen Jugendlichen. Erwartungsgemäß ist das Rauchen stark an das Alter gekoppelt. Während von den 12- bis 13-Jährigen 10% ständig oder gelegentlich rauchen, beträgt diese Quote bei den 20- bis 21-Jährigen 48%. Leichte Rückgangstendenzen im Zeitvergleich mit früheren Befragungen sollten nicht vorschnell als Zeichen einer zunehmenden Irrelevanz des Rauchens angesehen werden.

### **Alkoholkonsum**

Nach den Ergebnissen der BZgA-Studie haben 92% aller Jugendlichen im Alter von 12 bis 25 Jahren Kontakt zu Alkohol gehabt. Immerhin 30% tranken zumindest einmal oder mehrmals pro Woche, 1% gab einen täglichen Konsum an. Dabei scheint das Alter von 14 bis 15 Jahren ein markanter Wendepunkt zu sein, mindestens einmal pro Woche Alkohol zu sich zu nehmen. Eine wichtige Vertiefung dieser Befunde liefert Fuchs (2001). Hier wurden Jugendliche im ländlichen Raum Ostdeutschlands in einer Totalerhebung der 6. bis 10. Klassen befragt. In dieser Population lag der Anteil derjenigen, die wöchentlich wenigstens einmal Alkohol tranken, bei den Mädchen bei 18% und bei den Jungen bei 44%. Befunde aus internationalen Studien legen die Befürchtung nahe, dass das intensive Trinken, das so genannte „binge-drinking“ zugenommen hat. Dies ist deshalb bedenklich, weil die Gesundheitsschädigungen hierdurch als wesentlich ernster einzuschätzen sind als durch einen mengenmäßig gleichen, aber gleichmäßiger verteilten Genuss (Gmel/Rehm/Kuntsche 2003).

## **Risiken und Chancen: der „Januskopf“ heutigen Jungseins**

Im Vergleich zu früheren Jugendgenerationen stellt sich die Welt für die Jugendlichen heute bunter, vielfältiger und herausfordernder dar. Viele Schlagworte der soziologischen Diagnose umreißen dieses Bunte und Vielfältige, wenn von der „Erlebnisgesellschaft“, der „Wissens- und Informationsgesellschaft“ der „pluralisierten und individualisierten Gesellschaft“ die Rede ist. Gleichzeitig aber herrscht ein krasses Ungleichgewicht zwischen den virtuellen Handlungsräumen, schrill und aufdringlich in der Werbung vorgeführt, den verlockenden Angeboten dieser modernen Gesellschaft, und den tatsächlich durch die Jugendlichen nutzbaren Räumen und Gelegenheiten. Besonders groß wird diese Diskrepanz, wenn man die sehr unterschiedlichen sozialen Lagen von Jugendlichen berücksichtigt und nach Jungen und Mädchen differenziert.

Die Unsicherheiten über den zukünftigen Platz in der Gesellschaft sind ein Kennzeichen heutigen Jungseins, auch wenn Umfragen immer wieder zeigen, dass gesellschaftliche Unsicherheit nicht automatisch zu individuellem Pessimismus führen muss (Vogelgesang 2001; Zinnecker/Behnken/Maschke/Stecker 2002).

Zudem werden Jugendliche mit einem schwierig einzulösenden Gebot konfrontiert: Sei einzigartig, unterscheide dich von den anderen, mache und leiste etwas Besonderes! Dieser „Imperativ“ ist Ausdruck eines gesellschaftlichen Klimas, das die oberflächlichsten und skurrilsten „Abweichungen“ durch die Währung „Aufmerksamkeit“ belohnt, was an den Big-Brother-Inszenierungen – hier fand einer der Protagonisten einen großen Widerhall mit seiner Bemerkung, er habe noch nie etwas von Shakespeare gehört – sowie an der derzeitigen Flut von Castingshows (Deutschlands Superstar etc.) abzulesen ist. Auf der anderen Seite wiederum wird Jugendlichen die reibungslose Einpassung in soziale Gruppen und in Organisationen abverlangt.

Markant für das Profil heutigen Jungseins ist auch die Ungleichzeitigkeit der Übernahme von Rollen und Verantwortlichkeiten in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen. Bezüglich des Medienkonsums, der Teilnahme am Warenmarkt und der Bestimmung des eigenen Aussehens wird Jugendlichen sehr viel Freiheit eingeräumt. In anderen Handlungsfeldern hingegen müssen sie lange Zeit im Status der Abhängigkeit verharren, was besonders für die Bildungs- und Berufslaufbahn gilt. Als eine entscheidende und zentrale Fähigkeit, innerhalb der turbulenten Gesellschaft einen eigenen Weg zu finden, muss daher die produktive Auseinandersetzung mit Unsicherheit und Widersprüchlichkeit angesehen werden. Sie schließt die Tatsache mit ein, trotz guter schulischer und beruflicher Qualifikation zeitweilig keinen angemessenen Arbeitsplatz zu finden. Ist diese Fähigkeit vorhanden, so können die Gelegenheiten der modernen Gesellschaft genutzt und individuelle Lösungen gefunden werden. Jugendliche mit weniger Toleranz für Mehrdeutigkeiten und geringer kognitiver Komplexität hingegen werden durch die gesellschaftlichen Uneindeutigkeiten überfordert und sind schon von daher „anfälliger“ für eine Reihe von Gefährdungen, u.a. auch den übermäßigen Genuss von Alkohol und Tabak.

## **Lebensführung und die Attraktivität von Drogen im Alltag**

Hiermit sind wir bei der Betrachtung der „alltäglichen Lebensführung“ von Jugendlichen heute angelangt. Dieses Konzept unterstreicht, dass Jugendliche nicht nur, wie das in weiten Teilen der Literatur porträtiert wird, in „Szenen“ zu Hause sind, sondern vielmehr in der Hauptsache einen Alltag zwischen Familie, Schule, Peergroup und anderen sozialen Gruppen zu organisieren haben. Der Jugendalltag kann zwar zu bestimmten Phasen der Entwicklung der oder des Jugendlichen durch Episoden durchzogen sein, in denen das Leben tatsächlich durch die Mitgliedschaft zu einer Szene im Sport- oder Musikbereich dominiert wird. In einer längerfristigen Betrachtungsweise und bezogen auf

die in der Forschung lange Zeit vernachlässigten STINOS – die „stinknormalen Jugendlichen“ – geht es aber vorrangig um die jeweiligen relativen Anteile der Bereiche Familie, Schule, Szene an der alltäglichen Lebensführung. Ferner ist im Konzept der alltäglichen Lebensführung mitgedacht, dass Jugendliche einen Körper haben, den sie einerseits zur Erreichung ihrer Lebensziele einsetzen, der andererseits zugleich sehr stark von gesellschaftlichen Zuschreibungen geprägt wird.

Der Alltag ist die Drehscheibe, in die sich Konsumerlebnisse einfädeln. Zwei Einfallstore für Rauchen und Trinken öffnen sich hier: Einerseits geht es im „normalen“ Wochenverlauf, in der „Zigarettenpause“ und mit dem abendlichen „Schlummer“- oder „Abhängdrink“, darum, die Monotonie und Fremdbestimmung erträglich zu machen und zu kompensieren. Andererseits versucht man dann, bevorzugt am Wochenende oder in Freizeiten und den Ferien, gerade im Kontrast zum Alltag einen Kick, einen Thrill zu erreichen, u.a. durch extreme Formen des Trinkens („binge-drinking“, Koma-Trinken). Diese gewollte Überschreitung kann ihren sozialen, verstärkenden Ort dann durchaus in einer Jugendkultur finden, die den Ausbruch aus der unbefriedigenden Alltäglichkeit als Programm verspricht, beispielsweise in bestimmten Fußballfanggruppen. Gerade hier spielt die sinnlich-körperliche Komponente im Gemeinschaftserleben eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Eine indirekte Bestätigung dieses Modells, das einen Teil des Konsums von Alltagsdrogen auf Gegebenheiten und Muster der alltäglichen Lebensführung zurückführt, liefert eine aktuelle Untersuchung zum Ernährungsverhalten von Jugendlichen. Gerhards/Rössel (2003) können deutliche Verbindungen zwischen einer Orientierung an Sport und Hochkultur mit einer gesunden Ernährungsweise und unproblematischem Gebrauch von Tabak und Alkohol nachzeichnen. Eine vermehrte Orientierung an spannungsbezogener außerhäuslicher Freizeitorientierung ist dahingegen mit einer ungesunden Ernährungsweise sowie erhöhtem Zuspruch zu Alltagsdrogen gekoppelt. Demnach hängt die ausschließliche Konzentration auf Rumhängen, Bummeln, in die Kneipe gehen, um Ablenkung oder Spannung zu erleben, systematisch mit der Bevorzugung von Süßigkeiten, Snacks und überdurchschnittlichem Konsum von Zigaretten und Alkohol zusammen.

Wenn man zusätzlich die Ergebnisse anderer Disziplinen, insbesondere solche der biopsychologischen Forschung, in dieses soziologische Rahmenmodell einblendet, wird klar, dass Drogenkonsum als komplex verursachte Verhaltensweise einzustufen ist. Sie ist nicht durch einen Faktor allein erklärbar, sondern eher durch ein Merkmalsbündel annäherungsweise einzukreisen. Es ist ferner davon auszugehen, dass es lebensgeschichtlich betrachtet differente Pfade in den Missbrauch gibt (Leppin 2000) und ebenso sehr verschiedene Formen, aus diesem wieder hinauszugelangen.

## **Das „gute Leben“ lernen? Eine etwas anderer Präventions- und Politikstrategie**

### **Der Sportverein wird's schon richten ...!? Wider einfache Rezepturen**

Eine isoliert auf einzelne Verhaltensweisen abzielende Präventionsstrategie verspricht also schon aus den vorgeführten konzeptionellen Gründen, der Vielfältigkeit der Auslösebedingungen, nicht sehr viel Erfolg. Die vielen potenziellen Ursachen von Drogenmissbrauch können schwerlich mit einem Patentrezept gekontert werden. So ist oft zu hören: „Das sind doch alles Jugendliche, die keine Vereinsbindung haben und auf der Straße herumhängen.“ Eine einfache Lösung würde dann darin bestehen, möglichst viele Jugendliche in etablierte Vereinsstrukturen einzubinden. Nun ist nichts dagegen einzuwenden, wenn Versuche in diese Richtung unternommen werden. Aber man sollte darin keinen Universalschlüssel zur Reduktion des Drogenkonsums sehen: Denn neuere Befunde aus der Sportwissenschaft zeigen klar auf, dass Sportvereine keinen Schutzschild gegen Rauchen und Trinken aufspannen können. Insbesondere Fußball- und Handballvereine sind als regelrechte „Feuchtbiootope“ bezeichnet worden, in denen neben Dribbeln und Toreschießen Trinkfestigkeit als deutsche Tugend

vermittelt wird (Brinkhoff/Golombinski 2003: 27). Vereine und Vereinssport sind also als durchaus ambivalent einzuschätzen; sie sind sowohl Schutz- als auch Risikofaktor. Während die spezielle sportpädagogische Forderung lautet, die Trainer/innen und Übungsleiter/innen für die Prävention von Rauchen und Trinken stärker zu berücksichtigen, müsste eine generelle Präventionsstrategie eine Ebene tiefer ansetzen: auf der Ebene der Förderung von Bedingungen gelingender Lebensführung. Dies heißt, dass man die Problematik im Rahmen einer übergreifenden Reflexion der Kinder- und Jugendpolitik angehen sollte. Auch schulische Präventionsprogramme allein können strukturelle Defizite der Gesellschaft nicht ausgleichen, sondern müssen eingepasst sein in ein Gesamtkonzept (Leppin/Hurrelmann/Petermann 2000).

### **Allgemeine und differenzielle Jugendpolitik als aussichtsreiche Präventionsstrategie**

Wo aber ist dann anzusetzen? Anstelle moralisierender Belehrung und kurzatmiger Schnellschüsse ist eine umfassende Politik für Jugendliche notwendig. Zentrale Leitlinie sollte dabei sein, deren Ressourcen für eine im Hier und Jetzt befriedigende Lebensführung und eine gute Zukunftsperspektive zu stärken. Diese Doppelstrategie trägt dem Umstand Rechnung, dass Jugend in westlichen Gesellschaften gleichzeitig ein Moratorium, eine Auszeit mit spezifischen jugendkulturellen Entfaltungsmöglichkeiten in der je aktuellen Gegenwart und eine Entwicklungsphase auf dem Weg ins Erwachsenenleben darstellt. Jugendliche unterscheiden sich zwar in der individuellen Gewichtung dieser beiden Aspekte (Reinders 2003) – aber aus jugendpolitischer Perspektive gilt es, beide im Auge zu behalten. Zudem sollte eine Doppelstrategie dergestalt gefahren werden, dass erstens Maßnahmebündel erdacht werden, die auf die gesamte Jugendpopulation bezogen sind – allgemeine Jugendpolitik –, und zweitens spezielle, auf Einzelgruppen mit besonderen Lebensführungs- und damit Drogenkonsummustern zielende Präventionsstrategien als Form der differenziellen Jugendpolitik.

Auf der gesellschaftlich-politischen Ebene kann eine Maßnahme in der Erschwerung des Zugangs zu Tabak und Alkohol gesehen werden. Eine neuere international vergleichende Studie belegt eindrücklich, dass nationale Tabakpolitik durchaus einen Einfluss auf die Raucherquoten Jugendlicher hat. Dörr/Grassmann/Bauer (2002) zeigen so, dass eine Verteuerung von Zigaretten und eine Einschränkung des Zugangs zu den Automaten sich in geringeren Quoten des Rauchens niederschlägt.

Im Hinblick auf den als Flucht aus dem Alltag *inszenierten* und *ritualisierten* Alkoholkonsum in der Gruppe der Gleichaltrigen, beispielsweise in einer speziellen Jugendkultur, kann ein Ansatzpunkt darin gesehen werden, alternative Formen des Selbst- und des Kompetenzerlebens sowie der Anerkennung in möglichst vielen Settings und Orten zu ermöglichen.

Der *problembegleitende*, als Bewältigungsmechanismus im Alltag fungierende „Genuss“ von Tabak oder Drogen verweist auf Defizite in der sozialen und materiellen Lage des Jugendlichen sowie auf ungenügende Bewältigungstechniken. Somit sind politische Maßnahmen zur Armutsbekämpfung und zur Sicherung der Beschäftigungsmöglichkeiten sicherlich eine unverzichtbare Komponente von Jugendpolitik, die langfristig betrachtet zu einer Reduktion des Drogenkonsums beitragen können.

Über die *Verbesserung der sozialen Lage* hinaus ist ein entscheidender Schlüssel aber die *Stärkung der allgemeinen Kompetenzen*, sich die Welt anzueignen und zu erschließen. Je abwechslungsreicher und interessanter die Tätigkeiten und Aufgaben im Alltag von Familie, Schule, Jugendarbeit, Vereinsarbeit sind und umso mehr sich darin eigene Kompetenzen schärfen können, umso weniger braucht es kompensatorische Regulationen des eigenen Befindens über Drogen. Wenn Elschenbroich (2002) für Vorschulkinder fordert, dass ihnen ein Sinn für den eigenen Körper, die Fähigkeit, es diesem gut gehen zu lassen, vermittelt werden soll, so gilt dies mit vielleicht noch größerem Nachdruck für die Jugendlichen. Insgesamt gesehen sollte in den schulischen Bildungsplänen stärker Fertigkeiten

berücksichtigt werden, die ein Mensch braucht, um *jetzt* und *künftig* körperlich und geistig ein gutes Leben zu führen. Dieser Aspekt wurde bis heute nur marginal berücksichtigt.

Doch sollte die Fähigkeit, kluge Entscheidungen zu treffen, in einer Welt, in der Jugendliche eine wichtige Konsument/innen- und Zielgruppe am Markt darstellen, ein anerkanntes Bildungsziel sein. Gesundheitswissen im weitesten Sinne, eine Kultur kreativer Fähigkeiten des Ausdrucks, der Musik und Kunst, des Schreibens und der Darstellung bereichert die Fähigkeiten einer Person, das eigene Leben selbstbestimmt durch die Einflüsse der Freizeitindustrie, der Märkte und Medien hindurch zu führen (Edelstein 2002). Dies bestätigend, konnten jüngst in einer amerikanischen Studie Hinweise darauf gefunden werden, dass jugendliche Aktivitätsmuster in einem deutlichen Zusammenhang mit Schulleistungen und vor allem auch psychosozialen Wohlbefinden standen (Bartko/Eccles 2003). Verstärkt wird dieser Effekt dann, wenn Jugendliche Anerkennung für ihre produktiven Tätigkeiten außerhalb der Schule bekommen, wie beispielsweise in Form des in Baden-Württemberg in einigen Landkreisen eingeführten Zertifizierungsinstrumentes für außerschulische Qualifikationen („Qualipass“). Wir brauchen insgesamt gesehen in der Konzeption von Jugendschutz und Jugendpolitik ein breites Verständnis von Bildung als Selbstbildung, als Selbstgestaltung der Jugendlichen, die durch möglichst vielfältige Impulse und Ressourcen zu unterstützen sind.

Zusammengefasst und pointiert formuliert: Wenn Lebensführung als gelingend und intensiv erlebt und gleichzeitig auch eine realistische und aussichtsreiche Perspektive im Hinblick auf die Gestaltung des Erwachsenenlebens vermittelt wird, dann sinken Anreiz sowie Notwendigkeit zugleich, sich – in der Sprache der Jungen und Mädchen formuliert – „zuzudröhnen“. Das schließt einen kompetenten Umgang mit der Palette der Möglichkeiten unserer Erlebnisgesellschaft ein, ohne diesen hilflos verfallen zu müssen.

*Die ausführliche Literaturliste zu diesem Artikel kann bei der ajs angefordert oder im Internet (<http://www.ajs-bw.de/00000033.html>) heruntergeladen werden.*

*Dr. Andreas Lange,  
Deutsches Jugendinstitut (dji) München, Abt. Familie und Familienpolitik*